

Der Trinker.

Aus dem holländischen Manuscript übertragen von G. Otten.

Von Willem Schürmann.

„Ich habe Dich geliebt, Johann, so wie kaum eine andere Frau ihren Mann lieben kann, oder ... nein, das ist übertrieben, und alles, was zu viel ist, ist unecht.“

Wenn man glücklich ist, wird man egoistisch; dann vergißt man die Menschen, die um einen sind, und ist geneigt, zu glauben, daß noch nie ein Mensch die Liebe so empfinden konnte, wie man selber. Ich will daher nur das eine sagen: ich liebe Dich! — Ich liebe Dich! — Ich liebe Dich! Ich würde so gerne bei Dir bleiben, um es Dir morgens, mittags, abends, und nachts immer und immer wieder zuzusichern — allein die erste Bille dieses Briefes wird am längsten wahr bleiben.

Ich habe Dich geliebt ... Ich fühle, daß ich bald sterben werde, trotzdem der Arzt mich glauben machen will, daß ich mich irre.

Ich weiß, daß Du weinst, wenn Du nicht bei mir bist, daß Dein Lachen erkünstelt ist, ich höre die Tränen in Deiner Stimme, und durch diese Tränen fühle ich mich glücklich. Du hast mich auch lieb. Dennoch ist zwischen uns etwas Unwahres. Ich muß das jetzt ungeschwiegen machen, denn ich will nicht, daß Du mich nach meinem Tode anders siehst, als ich war.

Es ist nicht aus Eitelkeit, daß ich dies schreibe, aber wenn nach sieben Jahren Du Dich nicht mehr darauf besinnen wirst, welche Farbe mein Haar hatte, welche Farbe meine Augen, und wie meine Stimme klang, und Du dann versuchen wirst, kleine Geheißnisse unseres Zusammenlebens in Gedanken noch einmal zu durchleben, so wird dies Unwahre stets am schärfsten in Dein Gedächtnis eingegraben sein.

Es ist nicht wahr, ich will es Dir jetzt sagen, und vielleicht ist es gut, daß ich es schreibe, weil Du stets, wenn Du traurig sein wirst, dieses kleine Päckchen Briefe in die Hand nehmen kannst und darin lesen, wie wir einst unglücklich waren durch Deine unselige Leidenschaft.

Du bist schwach, Johann, Du brauchst einen Menschen, der Dich leitet. Ich habe Dich geleitet, ohne daß Du es merktest, und ich will Dich auch dann noch leiten, wenn ich nicht mehr bei Dir bin. Auch aus diesem Grunde schreibe ich Dir diese Briefe.

Als ich Dich zum erstenmal sah, da liebte ich Dich schon. Meine Freundinnen erzählten mir, Du bummeltest viel; mein Vater, meine Mutter, meine Schwester, sie alle sagten mir warnend, daß Du sehr leicht gelehrt habest. Es war mir gleichgültig, ich suchte Dich, ich ging Dir entgegen um die Zeit, da Du aus Deinem Bureau kommen müßtest, ich wollte Dich kennen lernen, weil ...

Habe ich Dich denn schon damals so sehr geliebt? Ich weiß es nicht mehr. Mir ist es jetzt, als sei das schon lange, lange her. Ich habe Dich gesucht ... ich habe mit mir vorraus alles überlegt, was ich Dir sagen und wie ich mich benehmen sollte, wenn wir uns zum erstenmal begegneten.

Du wurddest mir vorgestellt. Aber Du hast mich kaum bemerkt. Einige Monate später habe ich Dich bei den Doorelens getroffen. Ich bin absichtlich in den Garten gegangen, um Dir zu begegnen. Dort habe ich lange auf Dich gewartet. Und als Du kamst, habe ich Dich angesprochen. Ich weiß nicht mehr, was ich Dich gefragt habe, auch nicht, was Du mir antwortetest, nur daß mich ich noch, daß ich in jener Nacht nicht geschlafen habe.

Bei der Hochzeit meines Vaters Frey haben wir uns zum erstenmal länger gesprochen. Es war ein seltsames trauriges Gespräch über die Ehe, erkennst Du Dich noch? Ich höre noch jetzt jedes Deiner Worte. Ich heiratete nicht, sagtest Du, ich bin nicht zum Heiraten geschaffen, ich muß jezt sein. Du hast meine Hand genommen und mich gefragt: Finden Sie es sehr komisch, daß ich das alles einem jungen Mädchen so herzlich gesehe? Ich schüttelte nur den Kopf, und wir blieben schweigend nebeneinander stehen. Jemand kam nun, und wir suchten — und dann begannen wir ganz ohne Grund beide laut zu lachen. An jenem Abend haben wir es verstanden, einander anzusehen.

Mein Schwager forderte Dich auf, uns zu besuchen. Ich bestand darauf, daß er Dich zum Essen einladen sollte. Demals trug ich ein neues Kleid aus welchem Mousseline mit hellblauen Bandhschleifen.

Fraulein Lina, Sie sind sehr schön heute abend, sagtest Du.

reißt verzierten kurzen Rock, Kniehosen und Gamaschen; seine kleinen funkelnden Augen wurden durch eine große, schwere Hornbrille beschattet, die seine kleine schnabelförmige Nase betraute zu erdrücken schien. Unter jedem Arm hielt er ein mächtiges Paket großer Postkarten.

„Ja, ja, mein Junge,“ sagte er, „dies ist ein sehr böser Wursche, er hat sich erlaubt, die Maßnahmen der Regierung zu kritisieren und nun schleppt man ihn nach Newgate ins Gefängnis.“

„Das verstehe ich nicht? Was heißt das?“

„Er hielt Schmähe aus den König und die Minister und meinte, die Bischöfe seien Wölfe in Schafshäuten und die Regierungsbeamten seien Blutsauger, die den armen Leuten das letzte Geld aus der Tasche zögen. Und was das schlimmste bei der Sache ist, er hat das alles schwarz auf weiß drucken lassen. Er hat sich gegen die Reichen und Großen aufgelegt und dafür wird er nun von den Armen und Kleinen mit Kot und faulen Eiern beworfen. Geheißt ihm ganz recht, warum beklammert er sich um Dinge, die ihn nichts angehen.“

Der Knabe, dem diese Rede des Alten ziemlich unverständlich zu sein schien, blinzte erstaunt um sich und fragte dann:

„Und der andere arme Mann, der dort drüben an der Straßenecke geschlagen wurde, was hat der getan? Hat der auch von Wölfen im Schafspelz gesprochen?“

„Ach der! Der hat ein abscheuliches Kapitalverbrechen begangen. Er hat zwei hübschen Heu so billig verkauft, daß die Leute glauben, er habe sie gestohlen.“

„Hat er sie gestohlen?“

„Nein, er hat sie gekauft.“

Dies schien dem armen Knaben noch unbegreiflicher zu sein und sein natürliches kindliches Rechtsgefühl kam in der Frage zum Ausdruck, die er voller Entrüstung an den Alten richtete:

„Wenn Leute halbtot und blutig geschlagen werden dafür, daß sie etwas verkauft haben, was gestohlen dann mit denen, die etwas gestohlen haben?“

Ich bin Dir wieder begegnet und wieder und wieder ... Du hast um mich angehalten ... Mein Vater war gegen die Heirat.

Im geheimen bin ich mit Dir „gegangen“. Zwei Jahre später folgte erst die Verlobung. Da habe ich Dich eines Abends gebeten: Johann, trinke nicht, versprich es mir, Du bist immer so aufgereggt, wenn Du aus dem Cafe kommst. Bitte, trinke nicht, ich fürchte mich so davor ... Lachend sagtest Du: „Dumme Lina!“ und versprachst es mir dennoch. Du hast lange Wort gehalten. O, jene ersten Jahre. Das waren Jahre des Glücks! Wir sahen uns alle beide nach einem Kinde. Du wolltest ein Mädchen, ich einen Knaben. Wir phantasierten und redeten oft lange darüber hin und her, wie wir die Kinder anzusehen würden, zankten uns, tähten uns ab, lebten ein Leben ohne Sorge, waren ausgelassen wie zwei Kinder, die sich freuen, nach einem langweiligen Schultage endlich wieder auf die Straße und in die Freiheit zu kommen.

Dein Vater starb, dann der meinige. Wir trugen Trauer und sahen des Abends still zu Hause, und in uns lebte ein großes Verlangen nach dem Leben von einst.

Mit Deinen Geschwister hatte ich Du kein Glück. Alles ging uns schief. Mein Vater hinterließ kein Vermögen, der Delinque auch nicht, so daß Frau Sorge sich bei uns einstellte. Sie tötete langsam all das Schöne, das in uns war.

O, wie habe ich mich damals nach einem Kinde gesehnt! Ich hätte dich, daß ich Dich verlieren würde, wenn nicht etwas geschähe, etwas, das für uns beide von der größten Bedeutung wäre. Ein Kind, ein Junge mit Deinem Haar, mit Deinen Augen, mit Deiner Stimme!

Wie viel Tage habe ich trauernd in unserem Wohnzimmer gesessen, ganz allein! Du warst mit Deinen Freunden zusammen. Wenn Du dann gegen Abend nach Hause kamst, erregt, das Gesicht vom Trinken geröthet, dann gab ein einziges Wort oft die Veranlassung zu dem bestigsten Streit.

Ich habe Dich angelehrt, Deiner Leidenschaft nicht mehr zu fröhnen. Du tatest es dennoch. Sie war stärker als Du. Ich ward jähornig, machte Dir Vorwürfe und entfremdete Dich mir nur um so mehr. Des Nachts habe ich oft stundenlang auf Dich gewartet, die Augen nah von Tränen, halb wahnwitzig vor Kummer.

Ich habe Dich niemals verachtet, wenngleich ich es Dir oftmals gesagt. Immer ... immer habe ich Dich geliebt, in jener Zeit vielleicht noch mehr als im Anfang unserer Ehe. Ich wollte Dich wiederhaben.

Oft, wenn Du mehrere Tage nacheinander frühzeitig nach Hause kamst, meinte ich, ich hätte Dich wiedergefunden, bis dann plötzlich das alte Leben von neuem begann. In jener Zeit bin ich oft ungerecht gewesen. Es war meine Schuld, ich hätte Dich leiten müssen. Aber ich war ein Kind. Ich verstand es nicht; mir fehlte der Takt. Ich suchte meine Kraft in harten Worten. Mit meinen Drohungen, daß ich mich scheiden lassen würde, war es mir niemals ernst. Lieber hätte ich mir das Leben genommen.

Aber wenn Du des Nachts wachend nach Hause kamst und tastend den Weg durch unsere Zimmer suchtest, war ich ratlos. Dann wußte ich nicht mehr, was ich sagte.

Dann bin ich krank geworden — und habe Dich wiedergefunden.

Eines Abends — Du glaubtest, daß ich schlief — sahst Du an meinem Bett und weintest ganz leise. Ich rührte mich nicht. Regungslos lag ich da und begriff, ich dürfe Dich nicht merken lassen, daß ich wachte, wie sehr Du mich noch liebtest ... daß Du schwach seiest ... daß ich Dich leiten müsse.

In jenen ersten Monaten nach meiner Krankheit bist Du viel um mich gewesen, aber nach und nach stellte sich die alte Gewohnheit wieder ein. Du war ich die Stärkere. Ich habe Dich gefragt, ob Du nicht zu Hause Deinen Schnaps trinken möchtest. Du hast es getrunken, und ich war absichtlich so lustig wie nur möglich, um Dich das Cafehaus verlassen zu lassen.

Du hast Freunde mitgebracht. Weißt Du es noch? Und Du trankst immer mehr. Ich habe auf Mittel gekommen, um Dich von jener entsetzlichen Gewohnheit abzubringen — es ist mir nicht geglückt. Erinnerst Du Dich noch daran, wie ich Dich eines Tages hat, ich möchte mal aus Deinem Glas trinken, und wie Du da lachend sagtest: Schnaps ist kein Gift! Ich fürchtete!

Ich hatte mich sehr schön und verführerisch für Dich gemacht. Ich trug ein weiches, rosafarbenes Kleid mit langen

Schleifen. Du nahmst mich auf Deinen Schoß und liegest mich einen kleinen Schluck trinken. Ich hustete, und Deine Freunde lachten. Es war ein toller Scherz. Am nächsten Tage durftest ich wieder probieren und dann jeden Tag, bis es zur Gewohnheit wurde. Ich habe das Spiel sehr weit getrieben.

Eines Tages, Deine Freunde waren schon fort, sahst Du still am Tisch: „Gibst Du mir nicht einen Schluck Genever?“ fragte ich. Du sagtest nein und bildetest mich leise an. Da habe ich aus dem Büfett ein kleines geschliffenes Gläschen genommen, habe es voll Genever gegossen und gesagt: „Du brauchstest mir nichts mehr zu geben. Ich finde es selbst auch nicht sehr appetitlich, daß wir immer aus demselben Glas trinken, und darum habe ich mir mein eigenes gekauft.“

Sehr langsam habe ich es geleert. Du standest auf.

Während warst Du das Glas auf den Boden, daß es zerbrach, und schaltetest mich. Weißt Du es noch? Du bekriffst mich, daß ich das Mittel gefunden hatte. In Deinen Augen las ich die Angst, daß ich der Trunksucht verfallen könnte, besonders da wir damals in wenigen Monaten unser Kind erwarteten.

Ich habe nur so getan, als trankte ich, Du aber hast es geglaubt. Oft bin ich Dir entgegengegangen, den Mund noch halb voll Genever. Du begannst Du weniger zu trinken, um Autorität über mich zu gewinnen. Du hast mit dem Arzt darüber gesprochen. Er hat mich gewarnt, um des Kindes willen. Was lag mir an dem Kinde, dem neugeborenen Kinde! Alles wollte ich verlieren, alles ... nur ... Dich nicht ... Erinnerst Du Dich noch an jenen Mittag, als ich betrunken ins Zimmer kam? Ich wollte Dich küssen. Du hast mich rauh von Dir gestoßen. Da setzte ich mich an den Kamin und schluchzte bitterlich. Bald darauf hast Du mich vorsichtig zu Bett gebracht.

Da hast Du wieder geweint. Ich hätte Dich so gern in meine Arme genommen und Dir gesagt: Es ist ja alles nur Komödie, ich tue es ja nur um deinetwillen. Aber das durftest nicht sein. Hättest Du um mein Geheimnis gewußt, so wärest Du vielleicht von neuem begonnen haben.

Am nächsten Morgen hast Du lange und ernsthaft mit mir gesprochen.

Ich habe Dir gesagt: Johann, der Schnaps ist stärker als ich, Du hast mich ihn lieben gelehrt. Jetzt verstehe ich erst, daß Du Dich so oft hast vergessen können. Wenn ich Schnaps rieche, dann muß ich ihn trinken. Versprich mir, daß Du nie mehr trinken wirst, und ich will es mir wieder abgewöhnen, ich möchte es ja gerne.

Du hast mir das Trinken wieder abgewöhnt, und doch hattest Du immer Angst, daß ich der Leidenschaft eines Tages wieder verfallen könnte.

Du hast stets geglaubt, daß ich den Genever liebte. Darum hast Du selber nie mehr getrunken.

Dann sind wir sehr glücklich geworden. Fünf glückliche Jahre. — — — Jetzt muß ich gehen. — — — Es fällt mir so schwer. Wenn ich tot bin, wirst Du sehr traurig sein. Vielleicht suchst Du Dein Glück dann wieder außer dem Hause, und dann wird niemand mehr da sein, um Dich zu leiten. Aber Du darfst nicht trinken, Johann. Du mußt unserem Kinde ein gutes Vorbild sein.

Und wenn Du jemals schliefen solltest, daß Dich die Luft ankommt, dann nimm diese Blätter und lies ... Dent an unser Leben ...

Niemand weiß um dies Geständnis. Ich habe nie den Mut gehabt, es Dir zu sagen. Am liebsten wäre ich schweigend gestorben. Aber, daß Du mich dann später in der Erinnerung als eine trunksüchtige Frau vor Dir sehen würdest, das ... nein, das hätte ich nicht ertragen können ...

Ich habe getrunken, um Dich zu heilen, weil ich Dich sehr liebte, so sehr, wie je eine Frau einen Mann geliebt hat. Du bist für mich alles gewesen. Ich hätte noch mehr für Dich tun können, viel, viel mehr noch — das war so wenig. Freudig wäre ich gestorben, wenn ich damit Dein Glück hätte erkaufen können.

Und jetzt sterbe ich doch. Warum so jung? O, daß ich noch ein Jahr bei Dir bleiben könnte! Ein Jahr nur, ein glückliches Jahr. Ich liebe Dich ... Ich liebe Dich ... Dich und unser Kind ... Ich will nicht wegl ... Ich will nicht ...

„Die werden gehen, mein Sohn, gehen am hohen Galgen in Newgate — vorausgesetzt, daß der gestohlene Gegenstand fünf Schilling wert ist. Fünf Schilling, das ist der Wert, nach dem das Leben eines Bürgers der Vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland berechnet wird. — Doch ich muß nun nach meinem Laden gehen; ich wußte, mein kleiner Freund. Wenn du einmal so alt geworden sein wirst, wie ich jetzt bin, dann wirst du mit Frauen an die Zustände denken, die du einst als Kind in den Straßen von London gesehen hast. Denn wenn du erst erwachsen sein wirst, dann werden vernünftige Gesetze in England herrschen; die jetzigen sind unhaltbar und ein Hohn auf das neunzehnte Jahrhundert.“

Mit einem freundschaftlichen Augenzwinkern entfernte sich der Alte.

„Ein sehr eigenartlicher Mann, nicht wahr, Mutter; wie mag er sein?“

„Ich ahne es nicht, Robin; ich glaube, er hört sich selbst gerne reden; es ist freilich viel Wahres in seinen Worten. Aber ich wußte, er hätte uns statt guter Worte Brot gegeben.“

„Sei nicht traurig, gute Mutter, ich bin noch nicht sehr hungrig, ich kann noch warten. Wo werden wir diese Nacht schlafen? Wieder unter dem großen Farnweg?“

„Wohin allehin, weis es. Aber Gott ist gut, wir werden nicht die Hoffnung und das Vertrauen auf ihn verlieren. Und vielleicht schickt er uns heute eine Nachricht von deinem Vater. Komm, laß uns gehen, Robin.“

Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit setzten ihr neue Hoffnung und Kraft zu geben; sie ergriff Robins Hand und beschleunigte ihre bisher so langsamen und unentschlossenen Schritte zu einem eiligen und zielbewußten Gang.

Robin unterhielt sich inzwischen damit, sämtliche Adressbücher zu lesen, die sie passierten; diese Bestreben ihm verlässigen und willkommnen Anlaß zu Fragen und Betrachtungen aller Art.

In einer der nächsten Straßen, die sie durchschritten, bemerkte Robin plötzlich den alten Herrn, der ihm vorher über jene eigentümlichen Vorgänge Aufklärung verschafft hatte. Derselbe stand in der Tür einer kleinen Buchhandlung und rauchte gemütlich seine lange Pfeife; gerade über seinem Kopfe besaß sich sein Firmenchild, welches Robin sogleich mit großem Interesse las und welches also lautete: „Wartlett. Ein- und Verkauf von neuen und alten Büchern.“

„Ach, da bist du ja wieder, mein kleiner Freund! Nun, wie geht es dir?“ redete ihn der freundliche alte Herr an, und indem er sich dann mit einem respektvollen Gruß an die Frau wandte, sagte er hinzu: „Wollen Sie nicht eintreten, meine Dame, und ein Buch für den jungen Herrn kaufen? Ich habe eine große Auswahl schöner Bücher, alte und neue, gelehrte und unterhaltende, für jedes Alter und für jeden Stand passende, einige mit sehr schönen Kupferstichen; Sie werden gewiß etwas finden, womit Sie dem kleinen eine Freude bereiten können.“

„Wenn man kein Geld hat, um Brot zu kaufen, dann kauft man keine Bücher,“ antwortete die Frau mit halbblauer Stimme.

„In der Tat,“ versetzte der Buchhändler, „ich habe nicht geahnt, daß Sie sich in einer so bescheidenen Situation befinden; allerdings wenn ich Sie genauer betrachtete, so sehe ich, daß es Ihnen am Notwendigsten fehlt. Verzeihen Sie, wenn ich Sie gekränkt haben sollte, aber meine Augen sind durch das Alter und das viele Lesen so schlecht geworden, daß Sie mich oft täuschen.“ Und dann wandte er sich zu dem Kleinen und brückte ihm ein Zweipennystück mit den Worten in die Hand: „Ja, mein lieber Junge, die Literatur ist eine sehr wertvolle und schöne Sache, aber unter Umständen ist ein Stück Breading mehr wert und dir wird ein solches gegenwärtig sehr willkommen sein, wie ich vermute.“

(Fortsetzung folgt.)